



Theodor Fontane

»Der Zauber steckt immer im Detail«

Mit Fotografien
von Heike Steinweg

INSEL-BÜCHEREI



»Der Zauber steckt immer im Detail«
Ein Fontane-Lesebuch

Herausgegeben von Matthias Reiner

Mit Fotografien von Heike Steinweg

Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 2033

© Insel Verlag Berlin 2019

»Der Zauber steckt immer im Detail«



Für Paul Theodor

»Langeweile war, wovor Fontane sich fürchtete wie vor
kaum etwas sonst; und zu seinem Credo gehört, die Wahrheit
würde uns langweilen, sobald wir sie hätten.«

Hans Blumenberg

Ein Porträt des Künstlers als alter Mann. Es stammt von Alfred Kerr, der, gerade 28 Jahre alt, am 1. Januar 1895 im ersten seiner Berliner Briefe für die Breslauer Zeitung Fontane beschrieb: »Ein alter, großgewachsener Herr ist Theodor Fontane, mit schmalem Seitenbärtchen und grauem Schnurrbart. Ein großes Tuch um den Hals gelegt, das über dem dicken Mantel sitzt, schreitet er die Potsdamer Straße entlang. Er geht gewöhnlich dicht an den Häusern, weil es ihm keinen Spaß machen würde, von den hundert Bekannten, die dort jeder Bewohner des Westens täglich trifft, angehalten zu werden. Nicht als ob er unfreundlich wäre. Aber es lohnt sich wahrhaftig nicht, ein paar Banalitäten auszutauschen und sich dafür zu erkälten. Vor dem Erkälten hat er nämlich große Angst; und darum hält er das berühmte grau-grüne Tuch stets vorn mit der Hand zusammen. Unter dem Hut blicken die guten und klugen und großen grauen Augen in die Ferne, und mit raschen Schritten geht er, etwas nach vorn geneigt, unaufhaltsam seines Weges. Wenn es windig ist, schreitet er rascher, und er hält das Tuch fester und höher, bis über den Mund weg. Die grauen Locken bewegen sich dann leise, die dem alten Herrn über dem Nacken schweben. Es sind keine Künstlerlocken. Er sieht nicht aus wie ein greiser Barde, von dem zu befürchten ist, dass er eine Leier aus der Manteltasche zieht. Er hat etwas Altfränkisches-Militärisches. Er hat das Gesicht eines friedlichen Offiziers aus den dreißiger Jahren. Über dem ganzen Mann schwebt im Äußeren, auch in der Kleidung, bis auf Halsbinde und Kragen ein Hauch der guten alten Zeit.«

Der vorliegende Band bietet eine Auswahl aus dem Werk dieses

Autors, sie ist nicht repräsentativ oder »ausgewogen«, sie möchte zur weiteren Lektüre anregen. Für Liebhaber des Autors gilt ohnehin: »Fontane liest man nie aus.« (Helmuth Nürnberger).



Möhrings wohnten Georgenstraße 19 dicht an der Friedrichsstraße. Wirt war Rechnungsrat Schultze, der in der Gründerzeit mit dreihundert Talern spekuliert und in zwei Jahren ein Vermögen erworben hatte. Wenn er jetzt an seinem Ministerium vorüberging, sah er immer lächelnd hinauf und sagte; »Gu'n Morgen, Exzellenz.« Gott, Exzellenz. Wenn Exzellenz fiel, und alle Welt wunderte sich, daß er noch nicht gefallen sei, so stand er, wie Schultze gern sagte, vis-à-vis de rien, höchstens Oberpräsident in Danzig. Da war er besser dran, er hatte fünf Häuser, und das in der Georgenstraße war beinah schon ein Palais, vorn kleine Balkone von Eisen mit Vergoldung. Was anscheinend fehlte, waren Keller und natürlich auch Kellerwohnungen, statt dessen lagen kleine Läden, ein Vorkostladen, ein Barbier-, ein Optikus- und ein Schirmladen in gleicher Höhe mit dem Straßenzug, wodurch die darüber gelegene Wirtswohnung jenen à-deux-mains-Charakter so vieler neuer Berliner Häuser erhielt. War es Hochparterre oder war es eine Treppe hoch. Auf Schultzes Karte stand: Georgenstraße 19 I, was jeder gelten ließ mit Ausnahme Möhrings, die, je nachdem diese Frage entschieden wurde, drei oder vier Treppen hoch wohnten, was neben der gesellschaftlichen auch eine gewisse praktische Bedeutung für sie hatte.

Möhrings waren nur zwei Personen, Mutter und Tochter; der Vater, Buchhalter in einem Kleider-Exportgeschäft, war schon sieben Jahre tot und war am Palmsonnabend gestor-

ben, einen Tag vor Mathildens Einsegnung. Der Geistliche hatte daraufhin eine Bemerkung gemacht, die bei Mutter und Tochter noch fortlebte. Ebenso das letzte Wort, das Möhring Vater an seine Tochter gerichtet hatte: »Mathilde, halte dich propper.« Pastor Neuschmidt, dem es gesagt wurde, war der Meinung, der Sterbende habe es moralisch gemeint, Schultzes, die auch davon gehört hatten und neben dem Geld- und Rechnungsrat-Hochmut natürlich auch noch den Wirtshochmut hatten, bestritten dies aber und brachten das Wort einfach in Zusammenhang mit dem Kleider-Exportgeschäft, in dem sich der Gedankengang des Alten bewegt habe; es solle soviel heißen wie: »Kleider machen Leute«.

Damals waren Möhrings eben erst eingezogen, und Schultze sah den Tod des alten Möhring, der übrigens erst Mitte vierzig war, ungerne. Als man den Sarg auf den Wagen setzte, stand er am Fenster und sagte zu seiner hinter ihm stehenden Frau: »Fatale Geschichte. Die Leute haben natürlich nichts, und nu war vorgestern auch noch die Einsegnung. Ich will dir sagen, Emma, wie's kommt, sie werden vermieten, und weil es eine Studentengegend ist, so werden sie's an einen Studenten vermieten, und wenn wir dann mal spät nach Hause kommen, liegt er auf dem Flur, weil er die Treppe nicht hat finden können. Ich bitte dich schon heute, erschrick nicht, wenn es vor kommt, und kriege nicht deinen Aufschrei.« Als Schultze diesen Satz geendet, fuhr draußen der Wagen fort.

Die Befürchtungen Schultzens erfüllten sich und auch wieder nicht. Allerdings wurde Witwe Möhring eine Zimmervermieterin, ihre Tochter aber hatte scharfe Augen und viel Menschenkenntnis, und so nahmen (sie) nur Leute ins Haus, die einen soliden Eindruck machten. Selbst Schultze, der Kündigungsgedanken gehabt hatte, mußte das nach Jahr und Tag zugeben, bei welcher Gelegenheit er nicht unterließ, den Möhrings überhaupt ein glänzendes Zeugnis auszustellen. »Wenn ich bedenke, Buchhalter in einer Schneiderei, und die

Frau kann doch auch höchstens eine Müllertochter sein, so ist es erstaunlich. Manierlich, bescheiden, gebildet. Und das Mathildchen, sie muß nu wohl siebzehn sein, immer fleißig und grüßt sehr artig. Ein sehr gebildetes Mädchen.«

12 |

Das war nun schon wieder sechs Jahr her, und Mathildchen war nun eine richtige Mathilde von dreiundzwanzig. Das heißt, eine so ganz richtige Mathilde war sie doch nicht, dazu war sie zu hager und hatte einen grisen Teint. Und auch das aschblonde Haar, das sie hatte, paßte nicht recht zu einer Mathilde. Nur das Umsichtige, das Fleißige, das Praktische, das paßte zu dem Namen, den sie führte. Schultze hatte sie auch mal ein appetitliches Mädchen genannt. Dies war richtig, wenn er sie mit dem verglich, was ihm an Weiblichkeit am nächsten stand, enthielt aber doch ein bestimmtes Maß von Übertreibung. Mathilde hielt auf sich, das mit dem »propper« hatte sich ihr eingepägt, aber sie war trotzdem nicht recht zum Anbeißen, was doch das eigentlich Appetitliche ist, sie war sauber, gut gekleidet und von energischem Ausdruck, aber ganz ohne Reiz. Mitunter war es, als ob sie das selber wisse, und dann kam ihr ein gewisses Mißtrauen, nicht in ihre Klugheit und Vortrefflichkeit, aber in ihren Charme, und sie hätte dies Gefühl vielleicht großgezogen, wenn sie sich nicht in solchen kritischen Momenten eines unvergeßlichen Vorgangs entsonnen hätte. Das war in Halensee gewesen an ihrem siebzehnten Geburtstag, den man mit einer unverheirateten Tante in Halensee gefeiert hatte. Sie hatte sich in einiger Entfernung von der Kegelbahn aufgestellt und sah immer das Bahnbrett hinter, um zu sehn, wieviel Kegel die Kugel nehmen würde, da hörte sie ganz deutlich, daß einer der Kegelspieler sagte: »Sie hat ein Gemmengesicht.« Von diesem Worte lebte sie seitdem. Wenn sie sich vor den alten Stehspiegel stellte, dessen Mittellinie ihr grad über die Brust lief, stellte sie sich zuletzt immer en profil und fand dann das Wort des Halenseer Kegelschützen bestätigt. Und durfte es auch; sie hatte wirklich

ein Gemmengesicht, und auf ihre Photographie hin hätte sich jeder in sie verlieben können, aber mit dem edlen Profil schloß [es] auch ab, die dünnen Lippen, das spärlich angeklebte, aschgraue Haar, das zu klein gebliebne Ohr, daran allerhand zu fehlen schien, alles nahm dem Ganzen jeden sinnlichen Zauber, und am nüchternsten wirkten die wasserblauen Augen. Sie hatten einen Glanz, aber einen ganz prosaischen, und wenn man früher von einem Silberblick sprach, so konnte man hier von einem Blechblick sprechen. Ihre Chancen auf Liebe waren nicht groß, wenn sich nicht jemand fand, dem das Profil über alles ging. Sie hatte deshalb auch den gebildeten Satz akzeptiert und operierte gern damit: »In der Kunst entscheidet die Reinheit der Linie.« Rechnungsrat Schultze hatte sich anfangs durch diesen Satz blenden lassen.

| 13

Als er ihn aber nochmals gehört hatte, merkte er die Absicht und wurde verstimmt und sagte zu seiner Frau: »Ich bin mehr fürs Runde.« Das tat der Rechnungsrätin wohl, denn es war das einzige, was sie hatte.



»Leider nicht druckfertig. Mit Rührung gelesen 31 Jan 01. Die alte Fontane«, notierte Emilie, die Witwe des Autors, auf dem Umschlag des ersten Kapitels des Manuskripts. Mathilde Möhring erschien 1906 in einer »Bearbeitung« von Josef Ettlinger, die heutige Textgestalt verdanken wir Gotthard Erler, der den Roman 1969 nach der Handschrift Fontanes neu edierte. Ob die Nicht-Fertigstellung des Buches damit zusammenhängt, dass der Autor der spröden »Mathilde« einen Erfolg beim lesenden Publikum nicht zutraute, kann nicht belegt werden.

Mathilde stammt aus kleinbürgerlichen Verhältnissen, ist ehrgeizig und klug, aber »ihre Chancen auf Liebe waren nicht groß«. Der Bummelstudent Hugo Großmann, »er hat die für viele Fontanesche

Männer typische Lebensschwäche« (Christian Grawe), wird von der zielstrebigen Mathilde »eingefangen«, geheiratet, durchs Studium bis hin zum Landratsposten bugsiiert. Sein früher Tod wirft die Protagonistin zurück in ihr Ausgangsmilieu, sie wird schließlich Lehrerin: »Als Heldin eines deutschen Romans ist Mathilde Möhring eine ungewöhnliche Erscheinung.« (Helmuth Nürnberger / Dietmar Storch) In den Worten des Romanciers: »Man hört das Schlüsselbund. Und sieht die Speisekammer.«

Den Hauptschauplatz der Romanhandlung, das Mietshaus in der südlich parallel zu den Gleisen der S-Bahn verlaufenden Georgenstraße am Bahnhof Friedrichstraße, kann man sich im heutigen Berlin zumindest vorstellen. Die Orte, zu denen der »Schlappier« Hugo vor seinen Examenstudien floh, gibt es aber nicht mehr: das »Krollsche Etablissement« und die »Zelte« im Tiergarten oder »Toepfers Hotel« am Karlsplatz. Nur die Restauration »Zum Franziskaner«, seit 1882 in der Georgenstraße, zu der Hugo schon am ersten Abend seines Einzugs in die Möhring'sche Wohnung ging, kann man »lokalisieren«: Sie firmiert seit 1971 als »Nolles Restaurant«.



Berlin, 31. Juli 76.

Liebe Frau.

Die Briefe von George und Mete, die ich gestern zur Post gab, wirst Du heute früh erhalten haben. Sie waren beide in ihrer Art ausgezeichnet; wie treffend, wie allerliebste in Metens Brief der Vergleich zwischen Dobberan und Warnemünde; wie fein, wie bescheiden und doch wieder wie selbstständig Georgens Urteile über die Götheschen Dichtungen. Ich habe mich gleich hingesezt und ihm den ganzen Bogenhaufen geschickt, der meine eignen Aufzeichnungen über Wilhelm Meister enthält. Sonderbarerweise haben Vater und Sohn den Roman zu gleicher Zeit gelesen.

Das Brief-Schreibetalent der Kinder ist insoweit nicht verwunderlich, als sie es ebenso gut von Mutter- wie Vater-Seite her haben können. Ueber Deinen heut erhaltenen Brief hab' ich mich sehr gefreut; wenn Du doch diese selbstständigen Gedanken, dieses gerechte Urteil auch im alltäglichen Leben und bei Würdigung dessen hättest, was ich thue oder lasse. Das Schlimme ist, daß Du Dich nicht daran gewöhnen kannst und auch nicht gewöhnen willst, mich für einen verständigen und auf *meine* Weise ganz praktischen Menschen anzusehn. Du läßt mir alle möglichen Vorzüge, betrachtest mich aber wie ein poetisches Kind, das jeden Augenblick auf dem Punkt steht, sich als Familien-Enfant-terrible aufzuspielen. So liegen aber die Dinge durchaus nicht; ich weiß auch, daß man

Miete und Steuern bezahlen muß und daß man von der Luft nicht leben kann. Am wenigsten ich. Es ist auch nicht richtig, wenn ewig von meiner Lieblosigkeit gesprochen [wird]. Ich beobachte mich seit längerer Zeit auf diesen Punkt hin und ich kann mit gutem Gewissen sagen: es trifft nicht zu. Egoistisch bin ich, aber nicht lieblos. Das ist ein großer, großer Unterschied. Ich könnte ein hohes Lied schreiben über die Erhabenheit, die Herrlichkeit, die Wonne, die Wunderkraft der Liebe, und zwar nicht Phrasen, die ich hasse, sondern Empfundenes; aber freilich was sich so gemeinhin Liebe nennt, diese ganze Reihe niedrigstehender, beleidigender, zugleich mit wuchtigster Prätension auftretenden Bourgeois-Empfindungen – und dieses Bourgeoisium ragt in alle Stände hinein – für diese Sorte Liebe hab' ich nur Spott und Verachtung. Ich liebe Liebe, aber ich kucke sie mir an und prüfe sie auf ihre Echtheit; vieles was sich in gutem Glauben dafür giebt, ist nicht weit her. Die bloße persönliche, aus leidlicher Begriffsverwirrung geborene Ueberzeugung: »ich liebe« ist noch lange keine Legitimation.

Ich schicke Dir drei Briefe von Hertz, Lessing (beide noch in der »Daheim«-Angelegenheit) und von Brockhaus. Der von Lessing wird Dir wegen seines Mittelpassus mit Fug und Recht der wichtigste sein. Ich bitte Dich aber herzlich, darauf nicht Hoffnungen bauen zu wollen, die sich leichtmöglichlicherweise schließlich doch nicht erfüllen. Ich bin so weit gegangen, vor etwa 2 Wochen schon an Lucae zu schreiben, daß wenn an diesen Gerüchten etwas Wahres sein sollte, ich meinerseits kein Hindernis mehr entgegenstellen würde. Weiter aber kann ich und werde ich nicht gehn. Es hat mich bei diesem Schritt sehr meine Liebe zu Dir mitbestimmt, weil ich Dich glücklich sehn und den heißesten Wunsch Deines Lebens – den ich nicht in gleichem Grade teile, aber völlig verstehe und respektire – Dir riesig gern erfüllen möchte. Für mich *persönlich* bleibt es im Uebrigen bestehn, daß die Stelle, auch in rein pekuniärem Betracht, nicht das gelobte Land ist, von dem Du träumst, und

daß ich, wenn ich sie *nicht* wiedererhalte, als freier Schriftsteller gerade so gut leben kann, wie als Sekretär der Akademie. Deinetwegen wünsche ich aber aufrichtig ein Wiedereinklingen. Ich muß hinzusetzen, daß Lucae – allen Gerüchten zum Trotz (Geh. R. L. Hahn hatte mit halber Bestimmtheit in diesem Sinne zu mir gesprochen) – *nicht* daran glaubte.

Die nächsten Wochen müssen endlich die Entscheidung bringen; ich bitte Dich schon heute, weder über »ja« noch »nein« den Kopf zu verlieren. Es wird gehen, gleichviel ob momentan die 6 oben liegt oder Null. Jeder Tag ist ein neues Würfelspiel und die Zahlen und Werte wechseln. Ich habe das wieder recht in diesen bitterschweren Monaten erfahren.

Empfehl mich den teuren Treutlers, namentlich Frau Johanna selbst und sag' ihr, daß ich nicht egoistisch genug wäre, um nicht über ihre Wiedergenesung eine herzliche und große Freude zu empfinden. Oder vielleicht ist es doch Egoismus! Wie immer Dein

Th. F.



In Frau Jenny Treibel heißt es: »Über Ehe kann nur sprechen, wer sie durchgefochten hat.« Der Briefwechsel mit seiner Frau Emilie, der drei Bände umfasst und von 1844 bis zu Fontanes Tod 1898 geführt wurde, legt davon Zeugnis ab. Die Briefe, anfangs während der Auslandsaufenthalte in England oder Frankreich oder der »Wochenend-Wanderungen« durch die Mark Brandenburg entstanden, enthalten Reiseberichte, Bulletins der eigenen Konstitution, Anekdoten und politische Ansichten und ersetzen, so steht zu vermuten, die Gespräche zwischen dem Ehepaar. Später kam die briefliche Zwiesprache vor allem in den Sommermonaten zustande, wenn sich der Autor zu Arbeitsferien vorzugsweise im Harz oder im schlesischen Krummhübel aufhielt, um der »Berliner Luft« zu entkommen. Die

Ansprache war direkt, Konflikte wurden nicht gescheut, etwa über die Erziehung der Kinder oder das Prekäre des freien Schriftstellerlebens, aber der Grundton war überwiegend heiter und erinnert an die »Causerien« in Fontanes Romanen. Mit Sentenziösem wurde nicht gegeizt: »Die Zuneigung ist etwas Rätselvolles.« Emilie Fontane, geborene Rouanet, »aus unsicheren Verhältnissen stammend« (Gott- hard Erler), war in vielerlei Hinsicht das wichtigste Korrektiv ihres Mannes. An Mete schrieb Fontane: »Man kann an Mama studiren, daß das Gefälligste, vielleicht auch das Beste was der Mensch haben kann die Natürlichkeit ist.«